

Abgeschlossene Restaurierungen 2013



Elm, Reformierte Kirche

1493 erteilte der Papst den Elmern die Erlaubnis eine eigene Kirche zu Ehren St. Peter und Paulus zu bauen. Ein Weihedatum für die neue Kirche in Elm ist nicht bekannt, doch dürfte ihr Bau in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts beendet gewesen sein. Erstellt wurde die Kirche am südlichen Dorfrand. Dank eines Bauverbotes auf der Wiese südlich der Kirche wird der malerische Blick auf die Kirche mit dem Dorf im Hintergrund noch längere Zeit bestehen bleiben.

Ganz im Stile ihrer Zeit handelt es sich bei der Kirche Elm um eine typische spätgotische Dorfkirche, die im zeitgenössischen Vergleich jedoch bescheiden ausgefallen ist. Im Kanton Glarus ist die Kirche Elm dennoch ein Unikat, weil sich mit ihr der einzige gotische Sakralbau auf dem Kantonsgebiet erhalten hat. Der eingezogene, dreiseitig geschlossene Chor schliesst an ein längsrechteckiges Schiff an, der Glockenturm befindet sich an der südlichen Chorschulter. Das Rippengewölbe über dem Chor wird durch einen spitzbogigen Triumphbogen vom Langschiff mit flacher Holzdecke getrennt. Die Innenausstattung ist auch nach der Restaurierung in den frühen 1980er Jahren schlicht gehalten.

Die Restaurierungsmassnahmen, welche 2013 abgeschlossen wurden, umfassten eine gründliche Reinigung der Aussenfassaden verbunden mit Ausbesserungen und einem neuen Anstrich.



Eingangs des Dorfes Elm befinden sich auf der linken Talseite einige charakteristische Strickbauten. Das Müslihoschet wurde gemäss seiner Hausinschrift 1822 erbaut: „Bau Herr Tagwenvogt Rudolf Freitag. Meister Rudolf Knobel 1822. Dieses Haus Gebt in Gottes Hand. Gott behütt es vor Feur und aller Gefahr.“ Überaus typisch für Elm ist seine Bauweise. Ein klassischer Strickbau auf einem Mauersockel, mit ummauerter Küche und unter einem ehemals mit Schieferplatten bedeckten Satteldach. Im Grundriss liegt ein zweiraumtiefes Mittelkorridorhaus vor: Das Haus war vor der Renovierung unter dem First in zwei Haushälften geteilt. Aufgrund der Hangsituation wird es über einen gemeinsamen Mittelgang durch das Kellergeschoss erschlossen. Die Treppe führt ins erste Wohngeschoss, wo sich seitlich die beiden Küchen und vorne zum Tal gerichtet die beiden Stuben befinden. Zwischen dem ersten und zweiten Wohngeschoss, erschlossen über die gemeinsame Treppe, erstreckt sich zum Hang hin eine weitere Raumtiefe. Das zweite Wohngeschoss, das zweite Zwischengeschoss, das dritte Wohngeschoss sowie das dritte Zwischengeschoss sind im Grundriss analog strukturiert.

Nicht nur die kompakte und klar strukturierte Bauweise sowie der gute Zustand der originalen Bausubstanz sind bemerkenswert. Auch im Innern zeichnet sich das Müslihoschet durch die erhaltene Innenausstattung aus. Besonders qualitativ ist die Stube der nördlichen Haushälfte: Ein Blechofen mit Ofentreppe, das Wandbett, der Uhrenkasten mit Pendule und die Wandschränke dürften aus der Bauzeit stammen.

Die umfassende Gesamtrestaurierung wurde mit viel Feingefühl und Umsicht durchgeführt. Die hohe Erhaltung an Originalsubstanz kombiniert mit einer sorgfältigen Integration von Haustechnik, Heizung und Sanitäranlagen entsprechen sämtlichen denkmalpflegerischen Ansprüchen. Ohne die Raumstruktur und Raumaufteilung zu verändern, gelang es, das Gebäude neu zu organisieren. So befinden sich nach wie vor zwei Wohneinheiten unter einem Dach. Das Haus ist nun aber statt vertikal in zwei Hälften, horizontal in eine untere und eine obere Wohnung aufgeteilt worden.

Elm, Müslihoschet

Engi, Landesplattenberg

Die erste urkundliche Erwähnung von 1565 über den Abbau von Schiefer durch ausländische Bergwerksgesellen deutet an, dass sich in Engi der Schieferabbau bereits in der frühen Neuzeit etabliert hatte. Mit einem Ratsbeschluss erlangte 1833 der Kanton die Hoheit über den Plattenberg: Der Plattenberg in Engi wurde zum Landesplattenberg. Nicht nur die Verstaatlichung sondern auch der Bau einer Fahrstrasse nach Engi und Matt in den 1820er Jahren führten zu einer markanten Erhöhung der Beschäftigungszahlen: Zwischen 1837 und 1880 arbeiteten 150-170 Arbeiter direkt im Landesplattenberg, weitere Beschäftigte im Zwischenhandel sind anzunehmen. Aufgrund schlechter Betriebsergebnisse wurde der Landesplattenberg ab 1921 schrittweise an Private verpachtet. 1950 gelang er ins Eigentum der Gemeinde Engi. 1961 wurde der Schieferabbau eingestellt.

1994 eröffnete der Landesplattenberg erneut seine Tore: Dort, wo einst Schiefer für Öfen, Böden und Dächer sowie später auch für Tische und Schiefertafeln gewonnen wurde, besichtigten nun interessierte Besucher das obere Stollensystem. Ein Bergsturz im Frühjahr 2012 zerstörte zwar nicht den ehemaligen Landesplattenberg im Innern, der Zugang ins historische Bergwerk jedoch wurde verschüttet. Kurz danach begannen die Planungen für den Ausbau und die Neuerschliessung. Von der Denkmalpflege wie auch mit weiteren öffentlichen Geldern unterstützt wurden der neue Zugang und die Erschliessung des oberen Stollensystems. Direkt neben dem Plattenhüttli – geschützt vor weiteren Bergstürzen – gelangt man nun ins neu ausgebaute untere Stollensystem. Über einen 30 m langen Schrägschacht führt eine 20 m hohe Wendeltreppe ins obere Stollensystem und ermöglicht auch in Zukunft die Besichtigung dieses historischen Denkmals erster Güte.

Literatur: Susanne Peter-Kubli: Der Landesplattenberg. Ein glarnerischer Staatsbetrieb. Engi 2003.



Linthal, Reformierte Kirche

1781 zerstörten Unwetter die um 1600 errichtete reformierte Kirche von Linthal vollständig. Der Wiederaufbau erfolgte an einem neuen Standort, im „Tschächeli“. Wie viele andere Kirchen des Kantons Glarus unterzog man auch diese in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts einer umfassenden Renovation. Die neuromanischen Elemente und das radikal umgestaltete Innere von 1882 überformten den alten Bau so stark, dass wenig originale Substanz aus der Bauzeit verblieb. Während man die Veränderungen andernorts im 20. Jahrhundert wieder rückbaute, entschied man sich in Linthal die Kirche des 19. Jahrhunderts zu bewahren: Der Turm zeigt Zementlisenen und eine Unterteilung in Gesimse und Rundbogenfriese. Am Äusseren des Schiffes und des Chores erheben sich Bögenfriese und Eckpilaster. Als typische Elemente sind zudem die klassizistischen Portale anzusprechen. Abgeschlossen wurden 2012 restaurative Massnahmen am Äusseren: Reparaturen an der Dachhaut und am Mauerwerk waren unumgänglich geworden und wurden mit der gebotenen Umsicht umgesetzt. Die Vollständigkeit des Zustandes von 1882 macht die Kirche zu einer Rarität im Glarnerland.



Schwanden, Garten Blumerhaus V

Ein herrschaftliches Haus ohne entsprechenden Garten ist kein herrschaftliches Haus. So mögen wohl die Nachfahren jenes Peters Blumer II gedacht haben, der um 1700 das untere Blumerhaus im Thon bauen liess. Der Ratsherr, Richter und Landessekkelmeister gehörte zu den reichsten Glarnern seiner Zeit, als er das stattliche Doppelwohnhaus an bester Lage in Schwanden errichtete.

Die Gartenanlage setzt sich aus einem eingefriedeten Bauergarten, dem im 19. Jahrhundert erstellten typischen Villengarten und dem von Hans Leuzinger in den 1950er Jahren geschaffenen Bereich mit Pool und Pavillon zusammen. Dank der sorgfältigen gärtnerischen Eingriffe hinter den Mauern – Pflege mit teilweiser Verjüngung von Pflanzen – hat der Garten nichts von seinem Reiz verloren.

Wegen einer Strassenverbreiterung wurden Anpassungen und Renovationen an der historischen Einfriedungen des gegenüberliegenden Gebäudes notwendig. So wurden die Mauern fachgerecht instand gestellt und wo notwendig ergänzt. Das prächtige Tor Schindligen konnte mit grossem Restaurierungsaufwand erhalten werden, die Torpfosten und zuführenden Zäune hingegen mussten wegen ihres fortgeschrittenen Zerfalls rekonstruiert werden. Nun präsentiert sich der Eingang zum Anwesen trotz verändertem Strassenverlauf wieder wie zu früheren Zeiten: Herrschaftlich.



Luchsingen, Bärensol

Klein, einfach und bescheiden: So wohnten im 19. Jahrhundert die Menschen auf Bärensol. Was heute als Ferienhaus geschätzt wird, diente einst mehreren Bewohnern als ganzjährige Wohnstätte.

Die Flur Bärensol in Luchsingen liegt auf rund 1141 m. ü. M. und wird bereits im Säckinger Urbar von 1350 erwähnt. Das heutige Wohnhaus steht wohl seit Mitte des 19. Jahrhunderts an dieser Stelle: Ein Grundbucheintrag aus dem Jahre 1834 weist darauf hin, dass Rudolf Hefti anstelle eines Holzhauses ein neues Haus im Bärensol errichtete. Mit Ausnahme der verschindelten Laube besteht das Haus bis unter das Dach aus Stein. Da es sich auf der linken d.h. der östlichen Talseite befindet, wendet sich seine Hauptfassade nach Nordosten. Über dem in den Hang eingetieften Keller befindet sich ein dreiräumiges Wohngeschoss. Die Küche nimmt die gesamte hintere Haushälfte ein, während sich die Stube mit Nebenstube zum Tal nach Nordosten ausrichtet. Im Dachgeschoss sind zwei Schlafkammern untergebracht. Im Innenausbau ist das Bärensol immer noch sehr einfach gehalten: In der Küche ist die offene Herdstelle mit dem Schwenkbalken für die Kochtöpfe noch immer vorhanden. Daneben an der Rückwand zur Stube findet sich eine geschlossene Herdstelle, die mit dem Kachelofen verbunden ist. In der Stube wärmt als einzige Heizquelle ein Ofen aus Schiefer das Gebäude. Während die Fenster noch aus der Bauzeit stammen, datiert die restliche Raumausstattung vornehmlich anfangs des 20. Jahrhunderts oder aus den 1950er Jahren.

Die Restaurierung des Bärensols umfasste die Erneuerung des Unterdaches und der Dachhaut. In traditioneller Handwerkskunst wurden die Dachschindeln aus Lärchenholz handgespalten. Das Holz hierfür stammt aus dem nahen Taminatal, das Fichtenholz für die ersetzten Sparren und Pfetten wurde in der unmittelbaren Umgebung geschlagen.



Nidfurn, Hoschet 6/8

Das Gebäude Hoschet 6/8 steht zurückversetzt von der Hauptstrasse. Die ältere Literatur datiert das Haus vor 1500 und bringt seinen Bau mit Mathys Blumer I (1450-1518/1523) in Verbindung. Es wäre damit das älteste der Blumerhäuser in Nidfurn. Allerdings könnte erst eine dendrochronologische Datierung Gewissheit über das richtige Alter des Hauses geben. Inschriftlich bezeugt ist ein Umbau: Über der Eingangstüre in der Nordwand befindet sich das Datum 1740 begleitet von den Initialen P B und AC S. Peter Blumer III (1705-1769) und seine Ehefrau Agatha Schiesser (1721-1802) übernahmen das Haus vom Vater Fridolin Blumer, der allerdings erst 1754 – also nach der vermuteten Vollendung des Umbaus – starb.

Die aktuelle Parzellierung und Lagerbuchnummerierung weist auf eine frühere Unterteilung auf drei verschiedene Parteien hin, wobei der Hausflur ursprünglich gemeinsam genutzt wurde. Die Hausteilung dürfte im 18. oder 19. Jahrhundert erfolgt sein. Erst seit 1994 ist das Haus wieder als Ganzes vereint. Die Dreiteilung ist verschiedentlich an der Struktur und der Inneneinrichtung ablesbar: So zeigt eine Federzeichnung aus dem 18. Jahrhundert in der Südfassade eine Eingangstüre, in der Nordfassade hingegen zwei Eingangstüren. Diese erschlossen die jeweiligen Hausteile separat. Für die Benutzung des Obergeschosses stand den Besitzern zunächst ein zentrales Treppenhaus zur Verfügung, das aber später ebenfalls unterteilt und mit einem seitlichen Anbau unter der östlichen Traufe ergänzt wurde. Jeder Hausteil verfügte über eine Stube mit Kachelofen und einem als Küche ausgewiesenen Raum. Die Verteilung von Stuben und Küchen sowie die Parzellierung lassen den Schluss zu, dass die Hausteile in Grösse und Grundrissdisposition von Geschoss zu Geschoss variierten.

Sowohl das Äussere wie auch das Innere ist stark geprägt durch den Umbau Mitte des 18. Jahrhunderts. Ältere bauliche Hinweise finden sich auf den ersten Blick nicht. Das Gebäude ist charakteristisch in Strickbauweise mit ummauerter Küche erbaut worden und später grösstenteils verputzt worden. Dekoriert ist der sichtbare Strick mit zeittypischem Würfelfries und Pfettenköpfen. Ein Mittelgang verläuft unter dem First und erschloss wohl ursprünglich beidseitig drei Räume. Im Innern sind die Wohnräume des Erdgeschosses und des 1. Obergeschosses mit Täferungen versehen, die typologisch ins 18. Jahrhundert datieren. Vier Kachelöfen verteilen sich auf die drei ehemaligen Hausteile und stammen aus der Zeit zwischen 1789 bis 1809. Signiert sind die Öfen ausschliesslich von Glarner Hafnern.

Die Renovation des Hauses wurde sehr umsichtig und mit viel Geduld umgesetzt. Sämtliche Oberflächen im Innern und am Äusseren erfuhren eine sorgfältige Reinigung. Notwendige Reparaturen und neue Anstriche wurden fachgerecht ausgeführt und machen das Gebäude nun wieder zu einer gepflegten Erscheinung.



Glarus, Bahnhofstrasse 10

Entlang der Strasse, die vom Bahnhof zum Rathaus abgewinkelt zum Raster des wiederaufgebauten Glarus führt, befindet sich das Gebäude Bahnhofstrasse 10. Zusammen mit seinem Nebengebäude, Bahnhofstrasse 12, bildet es eine Doppel Hauseinheit, die 1867 für den Handelsmann Peter Kubli erbaut wurde.

Der Ladeneinbau im Sockelgeschoss ist im Gegensatz zur Nummer 12 nicht mehr original erhalten, sondern wurde um die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts ersetzt. Verloren gegangen ist dadurch die spiegelbildliche Gestaltung der beiden Häuser.

Bei der jüngsten Sanierung frischte man den Ladeneinbau etwas auf. Obwohl die Strassenfassade durch kleine Eingriffe wie Fensterersatz oder verschwundenen Verdachungen über den Fenstern das Gesicht seiner Bauzeit verloren hat, fügt sich das Gebäude mit neuem Putz und zurückhaltenden Farben ins Stadtbild Glarus ein.



Glarus, Warenhaus Schubiger

Das heutige Warenhaus Schubiger setzt sich aus vier verschiedenen Gebäuden zusammen, die sich über die südliche Hälfte des Quadrates Hauptstrasse/Kirchgasse/Postgasse erstrecken. Zusammengefasst werden sie architektonisch durch die Schaufensterfront entlang der Hauptstrasse und der Kirchgasse, die wohl um die Mitte des 20. Jahrhunderts entstand. Das nördliche Haus liess sich der Handelsmann Gabriel Zweifel 1863 von Johann Jakob Breitingner und Johann Heinrich Reutlinger erbauen. 1903 erfolgte der Umbau zum Kaufhaus unter Einbezug des Hinterhauses an der Postgasse. Der voluminöse Eckbau an der Hauptstrasse/Kirchgasse stammt von 1862-1864 und wurde erst nach 1930 in das Warenhaus Schubiger integriert. Der Einbezug des Eckhauses Kirchgasse/Postgasse ist zeitlich nicht bestimmt.

Die beiden Gebäude an der Hauptstrasse wurden unmittelbar nach dem Brand erstellt. Obwohl stilistisch der Bauzeit entsprechend, sind die Gebäude nicht als architektonische Einheit anzusprechen. Zurückzuführen ist dies sicherlich auf die beiden Bauherrschaften und die verschiedenen Architekten. Bei der kürzlich erfolgten Renovierung der Fassaden gelang es mit Hilfe dezent abgestuften Farbnuancen, die Eigenheiten der einzelnen Häuser hervorzuheben und trotzdem den Gebäudekomplex als funktional zusammengewachsene Einheit erscheinen zu lassen.



Obstalden, Römerweg

Der Teilabschnitt GL 2.1.4 des historischen Weges über den Kerenzerberg verbindet Filzbach über die Weiler Schwändi und Rütegg mit Obstalden. Ob der zeitgenössische Römerweg entlang des Walensees tatsächlich mit dieser im Volksmund bekannten Wegstrecke „Römerweg“ übereinstimmt, ist nach wie vor offen. Wahrscheinlich ist eine Verkehrsverbindung am linken Ufer des Walensees, obwohl bisher keine Nachweise dafür erbracht werden konnten. Naheliegender scheint eine Verbindung von der Linthebene zum römischen Wachturm Voremwald in Filzbach, der rund um die Alpenfeldzüge um 15 v. Chr. errichtet wurde.

Für das Mittelalter sind lokale Saumwege zwischen den Siedlungen anzunehmen, ihr Verlauf ist bisher nicht sicher nachgewiesen.

Heute ist der „Römerweg“ zwischen Filzbach und Obstalden als Wanderweg klassifiziert und wird rege benutzt. Er ist grösstenteils ein- oder gar zweiseitig von Trockenmauern eingefasst. Die Wegoberfläche besteht aus einem ca. 1 m breiten Schotterstreifen mit seitlichen Rasenbändern. Wegen fehlendem Unterhalt waren die beidseitigen Trockenmauern stark überwachsen und teils stark zerfallen. Die Instandsetzung des historischen Weges konzentrierte sich deswegen vor allem auf die Trockenmauern, die als landschaftsprägendes Element nun wieder sichtbar sind. Je nach Erhaltungszustand der Trockenmauern wurden diese repariert und ergänzt. Wegen des starken Zerfalls war es allerdings stellenweise unumgänglich, ganze Mauerabschnitte vollständig zu ersetzen. Das dafür benötigte zusätzliche Steinmaterial stammt aus einheimischen Steinbrüchen.